

In einem Werkblatt der Katholischen Landvolkbewegung Deutschlands finden sich zu unserem Thema die folgenden Sätze: *Durch die Reformen der letzten Jahre (Schulreform, Gemeindegebietsreform) haben unsere Dörfer wichtige Einrichtungen verloren. Mit diesen Einrichtungen sind auch Persönlichkeiten (Lehrer, Bürgermeister, Gemeinderäte), die das öffentliche Leben getragen haben, verschwunden. Zudem wird der Priester am Ort immer seltener. Das Dorf aber braucht Bezugs- und Leitpersonen, die den Ton angeben, die das Klima im Dorf mitbestimmen. Wer wird diese Funktion übernehmen? Das Aufblühen der Vereine ist eine Antwort auf diese Frage. Selten haben die Vereine einen solchen Zulauf erfahren und eine solche Aktivität entfaltet wie in unseren Tagen. Sie spielen eine wichtige Rolle im gesellschaftlichen Leben des Dorfes. Sie entwickeln Initiativen. Sie haben neue Kräfte im Dorf mobilisiert.*¹

Dieses Zitat ist deshalb von Gewicht, weil es eine inzwischen weit verbreitete Meinung widerspiegelt. Ähnliche Bemerkungen gehören längst zum Repertoire von Festrednern, welche die Schirmherrschaft über ein dörfliches Vereinsfest übernommen haben, und die Vereinsvorstände haben es selbst übernommen: *Die Vereine sind heute das Rückgrat des örtlichen Lebens, ohne Vereine läuft nichts.* Und damit haben sie zweifellos in vielen Fällen recht. Trotzdem muß ich diese Auffassung kritisieren. Das könnte ich auf sehr vordergründige Weise tun, indem ich nämlich bestreite, daß zwischen den Reformen der frühen siebziger Jahre und der Intensität des dörflichen Vereinslebens ein Zusammenhang besteht. Den gibt es wohl tatsächlich nicht: eher bin ich der Meinung, daß es die Vereinsaktivitäten des vergangenen Jahrzehnts nicht wegen, sondern trotz der genannten Reformen gegeben hat. Aber die Kritik muß wohl tiefer ansetzen. Sie könnte ausgehen von folgendem Satz: Wenn man glaubt, daß der Verein etwas Selbstverständliches ist, etwas Naturgegebenes gewissermaßen, etwas, worauf man sich unter allen Umständen verlassen kann – wenn man das glaubt, dann ist das ein Aberglaube. Vielmehr ist der Verein, auch der dörfliche, das Ergebnis einer ganz bestimmten, beschreibbaren historischen Entwicklung. Er ist, als Ganzes und als einzelne Vereinsgat-

tung gesehen, einmal entstanden und kann also auch wieder verschwinden. Seine Grundlage ist das soziale System des Dorfes. Wird dieses System gestört, so wird auch der Verein nicht unbeschädigt bleiben. Ihm drohen Gefahren von verschiedener Seite; das heißt auch, daß er Hilfe braucht. Das vor allem deshalb, weil es wahrscheinlich ist, daß es heute und in absehbarer Zeit zum ländlichen Verein keine Alternative gibt: man muß also bemüht sein, ihn, auch wenn man ihn kritisch betrachtet, keinen unnötigen Gefährdungen auszusetzen.

Entstehung der Vereine

Der Verein ist das Produkt einer bestimmten historischen Entwicklung, wurde eben gesagt; die Soziologin Renate Pflaum hat das folgendermaßen ausgedrückt: *Die erste Voraussetzung (für die Entstehung von Vereinen, der Verf.) ist eine Differenzierung der Lebenssphären und das Entstehen eines gesonderten Bereiches «Freizeit».*² Darüber ließe sich manches sagen, vor allem etwas über die geringen Freizeitbudgets im vorigen Jahrhundert; es genügt aber festzuhalten, daß der moderne Verein seine Wurzeln im Prozeß der Demokratisierung, auch der Industrialisierung hat, also im 19. Jahrhundert. Von Renate Pflaum übernehmen wir auch – mit einigen Vorbehalten – die Definition dessen, was unter einem modernen Verein verstanden werden soll: *Unter Vereinen werden hier die organisierten Freizeitgruppen verstanden, die 1. freiwillig gebildet und für alle Gemeindeglieder offen sind, die 2. sportliche, gesellige oder andere kulturelle (zum Beispiel Gesang) Ziele, jedoch im allgemeinen weder wirtschaftliche, noch politische, noch religiöse Ziele verfolgen und 3. deren Aktivitäten ungeachtet ihrer körperlichen und zeitlichen Anforderungen außerberuflicher Art sind und als Liebhabereien gelten.*³ Das ist die Definition von Vereinen, wie sie hierzulande erstmals in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegründet wurden. Die frühesten davon waren zweifellos die Gesangsvereine. Ihre Vorbilder waren städtische Gründungen. Schon im Jahre 1808 war die Zeltersche Liedertafel in Berlin entstanden, 1810 ein Chor des Musikerziehers Hans Georg Nägeli in Zürich, 1824 folgte der Stuttgarter Liederkrantz. Recht schnell setzte sich diese Form auch auf dem Lande durch. Im Landkreis Tübingen – um ein Beispiel zu nennen – finden wir die folgenden Gründungsdaten: Hirschau 1840, Hailfingen 1844, Seebronn 1856, Ofterdingen 1856, Derendingen

* Vortrag, gehalten am 19. 11. 1982 auf der Sonnenmatte anlässlich der Tagung «Vereine im ländlichen Raum» der Arbeitsgemeinschaft ländlicher Raum im Regierungsbezirk Tübingen.

1857, Ergenzingen 1857, Unterjesingen 1861, Lustnau 1861 (1843), Hirrlingen 1862, Oberndorf, Dußlingen und Wendelsheim 1863, Wurmlingen 1864, Pliezhausen und Kilchberg 1865, Hagelloch 1866, Wankheim 1868, Walddorf 1873, Dettenhausen und Nehren 1874, Rübgarten 1882, Bühl 1885, Altingen 1886, Schwalldorf 1892, Jettenburg 1897, Öschingen und Pfäffingen 1899. Die Gründungen des 20. Jahrhunderts sind hier nicht aufgeführt.

Zu dieser Zusammenstellung wäre einiges zu sagen, beispielsweise zur Häufung von Gründungen in den sechziger Jahren, während die fünfziger eher schwach vertreten sind – wohl eine Folge des Mißtrauens, welches die Obrigkeit in den Jahren nach 1848 jeder Art von Vereinen entgegenbrachte. Zweierlei möchte ich herausgreifen. Erstens fehlen kleine, abgelegene Gemeinden, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Dort sind Gesangsvereine entweder erst später oder gar nicht entstanden, wie etwa in Mähringen oder Stockach, in Frommhäusern, Hemmendorf oder Immenhausen. Auf diese Tatsache muß später noch etwas ausführlicher eingegangen werden. Zweitens aber fällt auf, daß unter den frühen Gründungen stadtnahe Dörfer besonders häufig vertreten sind – Derendingen, Lustnau, Hirschau, Seebronn, Unterjesingen. Das belegt unsere Vermutung, daß der Verein ursprünglich eine städtische Institution ist und von den Städten aus das Land erreicht hat. Dazu wiederum ein Zitat von Renate Pflaum: *Der Verein ist eine typische städtische Erscheinung. Liefse man die kleine Gemeinde ganz allein und abgeschirmt von jedem fremden Einfluß und Vorbild, so würde sie erst nach sehr langer Zeit oder gar nicht das Modell der satzungsmäßigen, rationalen Organisation für sich entdecken.*⁴ Man könnte diese Sätze freilich, ja man muß sie ersetzen durch die entschiedene Feststellung, daß die ländlichen Vereine längst keine Nachahmungen von städtischen mehr sind, sondern daß sie ihre eigene Form und Funktion gefunden haben und im dörflichen Rahmen spezifische Aufgaben erfüllen. Doch soll dieser kleine Exkurs uns nicht ablenken beim Blättern in alten Vereinsprotokollen.

Sie zeigen als nächste Kategorie nach den Gesangsvereinen das Entstehen von Kriegervereinen nach dem Krieg von 1870/71. Über sie vermag ich deshalb nichts zu sagen, weil ich zu wenig von ihnen weiß – außer eben, daß sie an den weit verbreiteten Sedansfeiern und -feuern beteiligt waren. Dann folgen die Turnvereine. Wieder sei der Kreis Tübingen als Beispiel herangezogen. Hier wurde nach meinen Unterlagen der erste Turnverein außerhalb der Mauern der Städte in Lustnau gegründet, und zwar im Jahre 1888. Es folgte 1896 der von Kirchentellinsfurt, 1900

entstanden Turnvereine in Derendingen und Dußlingen. Die weiteren Gründungsjahre: Pliezhausen 1902, Nehren 1903, Ofterdingen 1904, ebenso Mössingen und Walddorf, Häslach 1905, Bodelshausen und Mähringen 1906, Gniebel 1910, Öschingen 1911, Hagelloch und Entringen 1913. Dann brach der Erste Weltkrieg aus, und weitere Gründungen gab es erst danach.

Von ihnen wird gleich zu reden sein; zuvor lohnt sich ein etwas genauerer Blick auf die eben genannten Orte. Unter ihnen gibt es größere und kleinere, bedeutendere und weniger bedeutende, solche an großen Verkehrsadern wie die Steinlachorte und abgelegene wie die im alten Unteramt Walddorf. Eines aber haben sie alle gemein: sie sind samt und sonders evangelisch. Das zu erklären fällt nicht leicht. Vielleicht muß man dabei berücksichtigen, daß die Turnvereine von damals etwas anderes waren, als es die heutigen Sportvereine sind: ihr Vereinszweck war in der Tat das Turnen, der Fußball war damals bei uns weitgehend unbekannt. Die Turnbewegung aber hatte und hat eine ausgeprägte politische Geschichte. An Friedrich Ludwig Jahn, dem Turnvater, läßt sich diese Entwicklung ablesen: 1811 richtete er den ersten Turnplatz in Berlin ein, in den Befreiungskriegen kämpfte er im Lützow'schen Freicorps, 1849 war er Abgeordneter in der Nationalversammlung. Auch an der Gründung von studentischen Burschenschaften war er beteiligt. Wie diese, so veränderte auch die Turnbewegung später ihren Kurs, indem sie, spätestens nach der Reichsgründung, ihren demokratischen Elan zugunsten eines nationalen vernachlässigte. In diese Phase, die bis zum Ersten Weltkrieg dauerte, fallen auch die genannten Turnvereinsgründungen. Nun läßt sich vermuten, daß das katholische Deutschland sich im neuetablierten Reiche nicht ganz so zu Hause fühlte wie das protestantische, und Bismarcks Kulturkampf war wenig geeignet, das zu ändern – eine gewisse Immunität der katholischen Bevölkerung gegenüber allzu heftiger Kaisertreue und damit auch gegen das nationale Turnen könnte die Folge gewesen sein. Aber das ist nichts als eine Hypothese, die schon allein deshalb nicht sehr weit trägt, weil sie auf nichts beruht als auf Material aus einem sehr kleinen Gebiet. In den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen wird, wieder in den Gemeinden des Kreises Tübingen, ein Dutzend neuer Vereine gegründet, nun auch in den katholischen Orten. Aber jetzt erscheint ein neuer Name, nämlich Sportverein, und die alten Turnvereine müssen sich umbenennen: der «TuS» entsteht, der Turn- und Sportverein. Das hat seinen Grund darin, daß nach dem Ende des Ersten Weltkrieges der Fußball seinen

Einzug hält, und man kann hier ohne Zögern von einem Triumphzug sprechen. Fast könnte man im Rückblick sagen, daß der dörfliche Fußball das Turnen dorthin zurückgedrängt hat, wo es hergekommen ist: in die Städte. Die Entwicklung der Sportvereine im Kreisgebiet war damit freilich noch nicht abgeschlossen – in einem Dutzend Orte wurden sie erst nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet.

Ein letzter Blick in die Geschichte des schwäbischen ländlichen Vereinswesens soll den Musikvereinen gelten. Als Beispiel soll eine Untersuchung aus dem Jahre 1966 im Landkreis Ulm gelten, der damals knapp 80 Gemeinden umfaßte. In diesen Orten gab es damals 25 Musikvereine. Zwei von ihnen stammten aus dem vorigen Jahrhundert, wobei die angegebenen Gründungsjahre, nämlich 1854 und 1870, mit etwas Skepsis betrachtet werden müssen. Die meisten Vereine, nämlich 14, wurden in der Zwischenkriegszeit gegründet, und das heißt hauptsächlich in den zwanziger Jahren – in den Dreißigern wurde dann ja bevorzugt im Gleichschritt musiziert. Neun Gründungen fanden in der Nachkriegszeit statt. Schaut man die Verteilung der Vereine im Ulmer Kreisgebiet näher an, so stellt man sehr schnell fest, daß 23 von 25 in vorwiegend katholischen Gemeinden entstanden sind; nur zwei gibt es in evangelischen Orten, und einer davon ist eine Stadt, nämlich Langenau. Dazu muß man wissen, daß der Ulmer Kreis zu fast gleichen Teilen katholische und protestantische Orte umfaßt. Sind also Katholiken musikalischer als Protestanten? Auf den zweiten Blick findet sich des Rätsels Lösung: ausschließlich in evangelischen Gemeinden findet sich eine andere Art des Musizierens, nämlich in 15 Posaunenchorern.

Nun ist allgemein bekannt, daß Posaunenchorer vorzüglich in protestantischen Kirchen und Orten spielen, aber auch aus bekannten Tatsachen läßt sich etwas lernen – wie überhaupt aus der Geschichte, und vielleicht ist es an der Zeit, ein erstes Resümee zu ziehen. Der Verein ist ein Stück Geschichte, ich sagte es schon. Dazu gehört die politische Geschichte im engeren Sinne, der wir die Turnbewegung und damit die Turnvereine verdanken. Zu ihr tritt die Geistes- und Ideengeschichte – ohne die Gedanken der Romantik wäre wohl der im Verein betriebene Chorgesang nicht recht zu denken. Auch die Wirtschaftsgeschichte wirkt auf das Vereinswesen ein – Krisenzeiten, zu denen selbstverständlich auch Kriegszeiten gehören, waren immer auch Krisenjahre der Vereine. Schließlich haben auch historisch gewachsene konfessionelle Verhältnisse eine Rolle gespielt, wie wir gesehen haben. Und ganz allgemein kann gelten, daß der Verein überhaupt ohne

Veränderungen in der politischen Verfassung im vorigen Jahrhundert nicht vorhanden wäre. Es gibt also Verhältnisse, welche den Verein begünstigen. Also gibt es auch andere, die ihn gefährden. Von ihnen, von ganz konkreten Entwicklungen, soll nun geredet werden.

Vereinsfeindliche Wachstumsgemeinden – Klubs

Dem klassischen Dorfverein wird von seinen Freunden Gutes nachgesagt: er sei eine Schule der Demokratie, heißt es, die Stütze des kulturellen Lebens im Ort, Heimstatt und Orientierungshilfe für die Jugend, Feld der Anerkennung und Selbstverwirklichung für den einzelnen. Der aber, so sagen die Kritiker der Vereine, der sei ja ein typischer Funktionär, und außerdem sei die ganze Vereinsmeierei ohnehin veraltet; im Verein werden die Jugendlichen in reaktionäre Autoritätsmuster hineingepreßt, und durch ihn wird verschleiert politische Einflußnahme ausgeübt, wo sie gar nicht hingehört. Schön, und über all das läßt sich diskutieren, zum Teil sogar ernsthaft. Aber Voraussetzung für Lob und Tadel ist doch wohl, daß der Verein überhaupt existiert. Ich glaube, daß die Bedingungen dieser Existenz in einer zunehmenden Zahl von Problemfällen nicht mehr gegeben sind, oder doch nicht mehr in zureichender Stabilität.

Probleme für dörfliche Vereine ergeben sich in vielen kleinen Gemeinden, die in den großen Ballungszentren liegen oder in deren Einzugsbereich, und die infolgedessen ihre Einwohnerzahl vervielfacht haben. In solchen sogenannten Wachstumsgemeinden laufen soziale Prozesse ab, die längst noch nicht hinreichend erforscht sind. Keineswegs nämlich wird mit der Zahl der Zuwanderer etwa das Mitgliederreservoir für die Vereine und die sonstigen bürgerschaftlichen Aktivitäten erhöht. Im Gegenteil: sobald das Anwachsen des eigenen Ortes nicht mehr bewältigt werden kann, sobald man also die neuen Nachbarn nicht mehr kennt und nicht mehr einordnen kann, greift Unsicherheit um sich. Dieser Vorgang und seine Folgen sind nicht sehr leicht zu analysieren und zu erklären – ein Bild muß für unsere Überlegungen hier genügen. Stellen wir uns das soziale System einer Gemeinde als ein System von elastischen Federn vor, ähnlich einem Trampolin, so wird deutlich, daß es eine fast unendliche Anzahl von Belastungen aushalten und doch jedesmal in seine vorige Verfassung zurückfedern kann. Besteigt statt eines schlanken Mädchens ein Elefant das Trampolin, so werden die Federn brechen, das ganze System wird zerstört. Ein Elefant ist auf's Trampolin gestiegen, wenn aus einem Ort mit



«Singstund'» – Probe eines gemischten Chors

1000 Einwohnern in zwei oder drei Jahrzehnten einer mit 5000 Einwohnern wird.

Was in diesem Falle geschieht, habe ich vor Jahren an einer ehemals kleinen Gemeinde im Schönbuch studieren können. Dort hatte schon in den frühen fünfziger Jahren eine starke Zuwanderung eingesetzt; allein von 1956 bis 1961 hatte die Wohnbevölkerung um 25% zugenommen, und danach begann der Bauboom erst so richtig. Das ist nun freilich nichts Außergewöhnliches in solchen Gebieten am Rande der Agglomeration; in unserem Ort wurde die Situation aber dadurch kompliziert, daß die Zuwanderer zum guten Teil einer ganz anderen sozialen Sphäre als die Einheimischen angehörten – es waren IBM-Leute aus Sindelfingen, Ingenieure, Mathematiker, hochqualifizierte Techniker. In diesem Falle gab es, zumindest vorübergehend, eine Art Kulturschock, einen Zusammenbruch des alten sozialen Systems, der natürlich auch die Vereine be-

traf. Eine Untersuchung in den späten sechziger Jahren ergab damals, daß der traditionelle Bestand an Brauch- und Geselligkeitsformen auf ein kaum noch zu unterbietendes Minimum geschrumpft war, bis hin auch zum Vereinsleben. Der Gesangsverein, der keine öffentlichen Auftritte mehr hatte, stellte als logische Folge auch seine Singstunden ein. Der Sportverein, ohnehin nur aus der Sparte Fußball bestehend, war in die für die Gemeindegröße völlig unakzeptable C-Klasse gerutscht. Eine Teilnahme der Zugezogenen am Vereinsleben alter Art war nicht festzustellen, und auch das scheint ja häufig so zu sein – die Einheimischen bleiben in den Vereinen unter sich. Vielleicht ist in einem solchen Ort früher der Musikverein am Fasnetdienstag durch den Ort gezogen, hat an bestimmten Plätzen gespielt und dafür Geld gesammelt oder Eier und Speck; vielleicht tut er das heute noch. Aber in der gepflegten Parksiedlung mit den Koniferen im eng-

lischen Rasen wird er das kaum noch tun – wer weiß denn hier, was das Ständchen bedeutet, wer weiß, daß man etwas dafür gibt und was und wieviel, und wer wollte oder könnte das diesen Leuten wohl sagen? Wo der Zustrom so stark und rasch war, daß Alt- und Neubürger sich und ihr Verhalten nicht mehr gegenseitig kennenlernen und studieren konnten, da tritt Fremdheit ein, die natürlich auch die Situation der Vereine betrifft. Freilich: auch über solche Orte bricht nun nicht gerade der Weltuntergang herein. Was ihnen widerfährt, ist eine zwar tiefgreifende Veränderung. Am Ende steht aber meist etwas Neues, auch im Vereinsleben. Vielleicht wird der Liederkranz Eintracht verschwunden sein, aber dafür wird es einen Tennis-, einen Squash- und einen Schachklub geben und ein Harmonikaorchester. Es ist nicht meine Aufgabe, diese Entwicklung zu beurteilen und zu bewerten, doch möchte ich zu bedenken geben, ob es sich in diesen Fällen noch um den ländlichen Raum und seine Vereine handelt – vielleicht sollte man besser von suburbanen Zonen und den dort aufzufindenden Klubs reden.

Gemeinden mit Abwanderung

Aber dies überproportionale Anwachsen kleiner Gemeinden gefährdet immerhin die Vereine und ihre jeweilige Identität. In gleicher Weise wirkt die entgegengesetzte Entwicklung, nämlich der Bevölkerungsrückgang in einer Region und ihren Orten. Dafür wiederum ein Beispiel; es stammt aus Rheinland-Pfalz. Dort wurden von den Volkskundlern der Universität Mainz einige Gebiete mit beträchtlicher Abwanderung untersucht, und zwar auf die kulturellen Auswirkungen dieser Entwicklung hin. Die Untersuchungsgebiete lagen in der westlichen Eifel, an der Grenze zu Luxemburg, und auf dem Hunsrück. Ich greife die 19 Gemeinden des alten Amtes Kirchberg heraus; sie gehören heute zur Verbandsgemeinde Kirchberg und zum Rhein-Hunsrück-Kreis. Diese Gemeinden haben samt und sonders den größten Teil ihrer Verwaltungskompetenzen und ihre Schulen verloren; von zehn Kindergärten gibt es noch zwei. Die kirchlichen Dienste sind in der üblichen Weise ausgedünnt. Die Hälfte der Poststellen wurde geschlossen. Von 44 Gaststätten, die es vor zwanzig Jahren noch gab, sind 29 verschwunden, 15 existieren noch. Gleichfalls vor zwanzig Jahren gab es 26 Gemischtwarenhandlungen, davon haben 16 aufgehört, 10 halten sich noch. Drastische infrastrukturelle Einbrüche also, die ihre Entsprechung finden im verminderten Angebot an Arbeits- und Ausbildungsplätzen etc. Aber die Auswirkungen sind auch im Vereinswesen zu beob-



achten. An klassischen Vereinen sind dort verschwunden zwei Kirchenchöre, zwei Turn- und Sportvereine, zwei Musik- und zwei Schützenvereine sowie ein Kolpingverein. Dabei sollte die Bemerkung nicht verschwiegen werden, die zu zwei aufgelösten Gesangsvereinen gegeben wurde: *Verein löste sich auf, als die Schule aufgehoben wurde und der Lehrer, der Dirigent war, wegzog*. Es ist nicht so, wie sich auch anderwärts zeigt, daß die Reformen der frühen siebziger Jahre spurlos an den dörflichen Vereinen vorübergegangen wären!

Aber nicht das war zu zeigen, sondern die Tatsache, daß Abwanderung, daß Bewohner-, Bedeutungs- und oft sogar Zukunftsverlust auch zu einer Reduzierung des Vereinswesens führt. Das klingt nicht besonders neu und auch nicht besonders profund; aber es reicht hin, um eine Verallgemeinerung zu versuchen. Wenn der Verein darunter leidet, daß sein Dorf zu groß oder zu klein wird, dann ist eben zu sagen, daß beider Schicksale miteinander verbunden sind. Daraus läßt sich ein weiterer Schluß ziehen, der so lauten könnte: Wer ein florierendes Vereinswesen will, der muß für gesunde, gut funktionierende Gemeinden sorgen.



Der mittelgroße dörfliche Verein

Davon ausgehend, möchte ich über ein kleines theoretisches Treppchen mitten hinein in die Praxis steigen. Ein holländischer Gemeinsoziologe hat vor Jahren die These aufgestellt, daß eine Siedlung, Dorf oder Stadt, um so mehr zu einer Gemeinde im soziologischen Sinne wird, je mehr Positionen der Gesamtgesellschaft in ihr vertreten sind⁵. Das kann man sich auch anders vorstellen: je mehr Vertreter von Berufen, von sozialen Schichten, von Generationen, von sozialen Rollen überhaupt ein Kind in seiner Heimatgemeinde kennenlernt, desto mehr hat es auch von seinem Land und seiner Gesellschaft gelernt.

Für unsere Vereine im ländlichen Raum ist diese Theorie von großer Bedeutung. Jedermann weiß, daß man in einem Weiler mit 60 Einwohnern keinen Fußballklub gründen könnte – die quantitativen Voraussetzungen würden fehlen, man bräuchte keine Elf zusammen. Ebenso muß eine ländliche Gemeinde aber auch die notwendigen qualitativen Voraussetzungen bieten, wenn sich ein nennenswertes Vereinsleben entwickeln soll. Ohne ein aus-

reichendes Reservoir von verschiedenartigen Qualifikationen ist da wenig zu erwarten, wie einige einfache Überlegungen zeigen. Der Erste Vorsitzende eines mittelgroßen dörflichen Vereins von, sagen wir, 200 Mitgliedern muß in der Lage sein, die Gruppen und Abteilungen innerhalb des Vereins in Balance zu halten und den Platz des Vereins innerhalb der Gemeinde zu halten und zu verbessern. Das heißt, daß er Menschen führen und politisch handeln können muß. Er muß ferner fähig sein, Korrespondenz und einen Terminkalender zu führen, öffentlich frei zu reden, zu organisieren und Aufgaben zu delegieren. Nehmen wir an, sein Verein veranstaltet ein Sommerfest mit 50000 DM Umsatz, so kommen auf unseren Vorsitzenden und seinen Kassier auch noch umfangreiche finanzielle Aufgaben zu. Es handelt sich im ganzen nicht selten um Planungs- und Realisierungsprozesse, die im Bereich des mittleren Managements anzusiedeln sind. Das freilich ist vom Vereinspatriarchen, dem Präsidenten alten Stils, nicht mehr zu leisten. Er braucht ein Team. Ein Team besteht aus einzelnen, qualifizierten Personen, und die müssen auch wirklich vorhanden sein. Wie sagte der Soziologe aus den Niederlanden? Möglichst viele gesamtgesellschaftliche Positionen in der Gemeinde: Menschen also, die rechnen können oder eine Zeltbewirtschaftung organisieren, andere, die beim Zeltaufbau mitarbeiten (und übrigens auch beim Abbau) oder am Festbüchlein, die Begrüßungsreden halten oder die Tische putzen. Allein schon ein Fest eines Vereins erfordert also nicht nur eine Menge Zeit und Arbeit, sondern eben vor allem auch Talente, Qualitäten. Und das genügt noch gar nicht – ein wirklich lebendiges Vereinsleben in einem Ort bedarf eigentlich der Rivalität. Die kann freundschaftlich sein oder auch böse – wenn es sie gibt, steigen in aller Regel die Leistungen. Das aber bedeutet, daß in einer Gemeinde oder in einer Region noch mehr Reserven an Kräften und Fähigkeiten vorhanden sein müssen als sie für nur einen erfolgreichen Verein nötig wären.

Bei diesem Stichwort »Reserven« ist es übrigens empfehlenswert, nicht nur das klassische Vereinsbild vor Augen zu haben. Vereine, das wurde vorher schon betont, sind geschichtlich – sie können aufhören, wie sie angefangen haben. Das heißt auch, daß neue Gattungen die alten ablösen können. Dafür ein Beispiel: in dem Hunsrück-Gebiet, von dem vorhin die Rede war, sind eine ganze Menge klassischer Vereine verschwunden – Gesang-, Musik- und Sportvereine. Aber es gibt dort kaum ein Dorf ohne vereinsartige Organisationen – neben den Feuerwehren –, nämlich die evangelischen Frauenhilfen und die katholischen Frauenkreise. Und die Aktivi-

täten der Frauen sind nicht nur auf kirchliches Gebiet beschränkt: in den Dörfern der Westeifel haben wir erheblich mehr Möhnenklubs als Karnevalsgesellschaften gefunden. Hätte nicht fast jeder Ort in diesen Gebieten seine – männliche – freiwillige Feuerwehr, so könnte man sagen, daß das Vereinswesen dort hauptsächlich von Frauen getragen wird. Und dafür gibt es einsichtige Gründe, neben den je eigenen Traditionen von Möhnenklubs und kirchlichen Kreisen: viele der Männer dort pendeln bis ins Rhein-Main-Gebiet oder in den Kölner Raum; sie sind, wenn überhaupt, nur nachts daheim. Das gleiche gilt für die Jugendlichen. Im Dorf bleiben tagsüber und abends außer den alten Leuten die Frauen. Ihre Aktivitäten bewahren die Dörfer davor, zu reinen Schlagsiedlungen ohne kulturelles Leben zu werden.

Ein zweites Beispiel: gerade im Hunsrück findet sich die recht neuartige Einrichtung der «Backes-Klubs». Gemeint sind Jugendklubs, die sich um einen Raum oder um ein Haus bilden, welches ihnen zur Verfügung steht. Bekanntlich fehlt es in diesem Zusammenhang nicht an Konflikten, und das Wort «Jugendhaus» ist mancherorts zum Reizwort geworden. Aber es gilt doch zu bedenken, daß erstens auch die jungen Altersgenossenschaften früherer Jahrzehnte keine Freunde von Traurigkeit waren und daß zweitens auch Jugendklubs und Discos Bei-

träge gegen die Verödung mancher Dörfer sind. Schließlich sind in den letzten Jahren neue Formen geselligen und politischen Lebens in unseren Dörfern zu beobachten gewesen, von Bürgerinitiativen und ihren Aktivitäten, von vielen Dorffesten bis hin zur gemütlichen Hocketse in der Straße, in der Nachbarschaft. Das alles ist interessant und größtenteils begrüßenswert, doch weist nichts darauf hin, daß der klassische Vereinstyp durch solche Aktivitäten beeinträchtigt würde. Er wird auch weiterhin gedeihen, wenn man ihm nur die Luft läßt, die er zum Leben braucht.

Keine Alternative zum Dorfverein

An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf die eingangs zitierten Sätze aus dem Werkblatt der Katholischen Landvolkbewegung zurückkommen. Auch wenn es wahr ist, daß die ländlichen Vereine nicht wegen, sondern trotz der zurückliegenden Reformen Bestand und vielleicht sogar Auftrieb hatten – es bleibt doch ebenso wahr, daß sie heutzutage tatsächlich vielerorts die wichtigsten Institutionen im öffentlichen Leben des Dorfes darstellen. Das bedeutet viel. Die Liste der Möglichkeiten, welche eine Stadt gegenüber einem normalen Dorfe bietet, ist lang, und sie reicht weit über das hinaus, was vielen Landgemeinden durch die verschiedenen Reformen genommen worden ist. Theater und Kinos sind hier zu nennen, breite Angebote der Erwachsenenbildung, leistungsfähige Bibliotheken, Sportstätten, Jugendhäuser, Konzerthallen. Jedermann weiß, und Statistiken weisen es immer wieder aus, daß diese Einrichtungen nur in sehr unterdurchschnittlichem Maße von den Landbewohnern wahrgenommen werden. Das ist auf eine sehr handfeste Weise verständlich. Niemand fährt gerne 20 oder 30 km von seinem Arbeitsplatz in der Stadt heim in sein Dorf, nur um sich umzuziehen und den gleichen Weg zurück ins Theater zu fahren. Daß trotzdem viele unserer Dörfer nicht zu reinen Schlagsiedlungen geworden sind, ist eben diesen Menschen zu verdanken, den Arbeitern, den Angestellten, den Landwirten, den Schülern und Lehrlingen. Daß sie, manchmal nach langen Pendelwegen, noch Kraft und Zeit finden, um in ihrer Musikkapelle zu proben, für ihre Fußballmannschaft zu trainieren oder Theateraufführungen vorzubereiten, das scheint manchmal unglaublich. Und doch sind diese Aktivitäten eben das, was das Leben in ihrem Dorf lebenswert macht, was für sie Heimat bedeutet und ein Stück Selbstverwirklichung, um ein Modewort zu gebrauchen. Mit einem Wort: sie machen sich ihre Kultur selbst. Dabei ist es absolut gleichgültig,





Himmelfahrtsprozession in Roggenzell, Gemarkung Neuravensburg, Wangen im Allgäu

daß sie den Standard eines Sinfonieorchesters nicht erreichen oder den eines Schauspielensembles. Sie setzen die Normen selbst, an denen sie sich zu messen haben. Mehr noch: die Leistung eines Sportvereins, dessen Fußballmannschaft von der A-Klasse in die Bezirksliga aufsteigt, ist vielleicht größer als die eines Bundesliga-Klubs, der hochbezahlte Profis einsetzt, die er für teures Geld in aller Welt zusammengekauft hat.

Ohne die Institution Verein ist das nicht möglich. Und eine wirkliche Alternative zum Verein ist nirgends in Sicht: nicht die prinzipielle Offenheit, nicht die prinzipielle demokratische Struktur, nicht die prinzipielle Unabhängigkeit. Das Wort «prinzipiell» gehört zu dieser Aufzählung, denn in der Realität sieht das gelegentlich etwas anders aus. Nicht jeder Verein ist unabhängig – mancher tendiert zur Abhängigkeit beispielsweise als Werbeträger. Nicht jeder funktioniert wirklich demokratisch – gelegentlich spielt der Patriarch, der große Vorsitzende eine bedeutsame Rolle. Und nicht jeder Verein ist tatsächlich offen – erst allmählich setzt sich hier und dort zum Beispiel die Erkenntnis durch, daß auch

Frauen Menschen sind und also potentielle Mitglieder, und manchmal wird der Gedanke noch für anarchistisch gehalten, daß sie etwa gar in den Vorstand aufrücken könnten. Aber das ist bei politischen Parteien oder Gewerkschaften ja bedauerlicherweise kaum anders. Immerhin sind bei unseren klassischen Vereinen im ländlichen Raum hier doch bemerkenswerte Wandlungen eingetreten – gemischte Chöre sind längst der Normalfall, ebenso Mädchen in Jugendkapellen, und auch rein männliche Narrenzünfte gibt es kaum noch. Manche Vereinsgattungen, zum Beispiel die Volkstanz- und Trachtenvereine, setzen sich zum größten Teil aus Familien zusammen. Auch den Jugendlichen werden, soweit ich sehe, heute mehr Rechte und Möglichkeiten eingeräumt als früher: aus den «Zöglingen» etwa, die sich auf ihr erwachsenes Musikerdasein vorbereiten durften, sind vielerorts selbständige Orchester mit eigenen Auftritten geworden. Das sind gute Entwicklungen, und sie lassen hoffen, daß der Verein eine gute Zukunft hat, wenn er wandlungsfähig bleibt und wenn man ihm die Möglichkeiten zu seiner weiteren Entwicklung beläßt.

Fehlentwicklungen

Das heißt freilich auch, daß die Kritik an ihm weiter bestehen wird. Sie ist in vielen Punkten ernst zu nehmen und zu diskutieren. Drei dieser Punkte möchte ich aufgreifen. Das erste Stichwort heißt «Kommerzialisierung». Es gibt sie, und sie ist nicht neu. Die Chroniken von Musikvereinen halten manches phantasievolle Verfahren fest, mit dem man in den Anfangsjahren zu dem nötigen Geld für Instrumente und Noten gekommen ist. Und immer hat das Konzert, die Tombola, die Theateraufführung auch der Vereinskasse gedient. Nur gänzlich weltfremde Kritiker können über die Tatsache hinwegsehen, daß jeder Verein ganz einfach Geld braucht und daß auch der edelste Vereinszweck nicht mit Idealismus allein erreicht werden kann. Aber der Vereinszweck sollte andererseits über dem Geldverdienen nicht vergessen werden – notfalls kann man in die Satzung hineinschauen, dort steht er. Allein in der Organisation von lukrativen Festen besteht er bestimmt nicht. Und vielleicht sollte bei dieser Gelegenheit auf die fast schon beängstigenden Ausmaße der Festwelle hingewiesen werden, die uns in den letzten Jahren überrollt hat. Sie könnte rasch abebben, und jeder Verein wäre wohl beraten, wenn er sich rechtzeitig auf kargere Zeiten einstellte.

An den Vorwurf der Kommerzialisierung knüpft sich ein anderer, inzwischen allgemein bekannter: Vereine werden, so heißt es, in zunehmendem Maße Konkurrenten der jeweils ansässigen Gastronomie. Ich kann das kaum beurteilen, habe auch noch nie die Geschäftsbücher einer Gastwirtschaft studiert. Aber daß viele Wirtschaften auf dem Dorfe um ihre weitere Existenz kämpfen, daß viele aufgegeben haben, ist kein Geheimnis: es gibt schon Ortschaften ohne Gasthof. Und unsere Dörfer haben schon zuviel von ihrer Substanz eingebüßt, als daß man das begrüßen dürfte. So finde ich denn diejenigen Vereinsfeste am besten, bei denen auch die Wirte etwas verdienen können. Ein dritter ernstzunehmender Kritikpunkt zielt auf die Überbeanspruchungen, denen alle Arten von aktiven Vereinsmitgliedern ausgesetzt sind, oftmals derartig, daß ihre Familien darunter zu leiden haben. Gewiß gibt es da Grenzen, die auch der größten Vereinsbegeisterung gesetzt sind, und gewiß sollte niemand in seinem Verein «aufgehen» – er sollte besser bei sich selbst bleiben. Freilich kann es sein, daß gelegentlich alles andere hinter die Vereinsarbeit zurücktreten muß – vor einem großen Sportereignis, einem Konzert, einem Vereinstreffen, einer Theateraufführung. Solche Aufgaben zu verwirklichen, ist auch ein Stück

Selbstverwirklichung; und danach sollte man zur Normalität zurückkehren – wir alle spielen viele Rollen, und die eines Vereinsmitgliedes ist nur eine davon.

Vereine und ländlichen Raum stärken

Für viele freilich eine wichtige, und darum geht es nicht an, dem Verein gegenüber in spöttischer Überheblichkeit zu verharren. Ob Vereine wichtig sind oder nicht, entscheiden allein deren Mitglieder. Oder etwa nicht? Wohl tatsächlich nicht. Ganz andere Kräfte sind sehr nachhaltig an dieser Entscheidung beteiligt. Wenn von manchen Sozialforschern schon das Ende aller Gemeinden mit weniger als 2000 Einwohnern als Tatsache angesehen wird⁶, wenn große Räume in der Bundesrepublik Deutschland «passiv saniert», d. h. entleert, und andere verdichtet, d. h. verstädtert, werden sollen, dann wird man in einigen Jahrzehnten nicht mehr über Vereine im ländlichen Raum zu diskutieren brauchen. Aber man muß weder solchen Entwicklungen noch auch solchen Planungen tatenlos zusehen. Vielleicht ist aus dem Gesagten deutlich geworden, was zu tun ist. Stärken wir die Vereine, die im ländlichen Raum ein Stück Lebensqualität darstellen: und wenn wir die ländlichen Vereine behalten und bewahren wollen, kann das nur heißen: stärken wir den ländlichen Raum, halten wir ihn und seine Gemeinden lebensfähig! Nicht nur wir, auch die Generationen nach uns werden ihn noch brauchen; und sie werden sich, so hoffen wir, auch noch im Verein wohlfühlen.

Anmerkungen

- 1 Paul Wohlfrom: Die Vereine – Segen oder Sorge? In: Werkblätter der Katholischen Landvolkbewegung Deutschlands 4, 1980, S. 1.
- 2 und 3 Renate Pflaum: Die Vereine als Produkt und Gegengewicht sozialer Differenzierung. In: Gerhard Wurzbacher: Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung, 2. Aufl. Stuttgart 1961, S. 151–182, bes. S. 151.
- 4 Renate Pflaum, Vereine, S. 152.
- 5 Conrad M. Arensberg: Die Gemeinde als Objekt und als Paradigma. In: René König (Hrsg.): Handbuch der Empirischen Sozialforschung. Bd. 1. 2. Aufl. Stuttgart 1967, S. 498–521, bes. S. 513 f.
- 6 Ulrich Planck: Die Landgemeinde. Hannover, Hildesheim 1971 (= Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung, Gesellschaft und Politik, 4), S. 89.